

Matthias Zeindler

Das zehnfache Ärgernis des Priestertums aller Gläubigen

Die Reformierten sind stolz auf das Priestertum aller Gläubigen. Sie müssen sich nicht der Autorität eines Papstamtes unterziehen, anders als ihre römisch-katholischen Schwestern und Brüder. Sie wissen selber zu denken. Und sie haben eine von unten aufgebaute, demokratisch verfasste Kirchenstruktur, in der jede und jeder sich zu Wort melden kann. Reformiertsein hat etwas Modernes, für manche auch etwas urtümlich Schweizerisches.

An diesem Empfinden ist manch Richtiges. Es gibt aber auch Gründe, seinen reformierten Stolz etwas zurückzuhalten. Immerhin kann man diese Art von allgemeinem Priestertum auch als Ursache für gewisse Krisensymptome im Protestantismus und besonders bei den Reformierten interpretieren. So hat man als Reformierte zwar keinen Papst in Rom und auch keinen Bischof in Basel, Chur oder Lausanne, umso mehr aber einen Pfarrer im Dorf, der oft faktisch darüber entscheidet, was in der Gemeinde für richtig gehalten wird. Oder: Ohne die Orientierung an gemeinsamen kirchlichen Bekenntnissen zerfällt das, wofür die Kirche einzustehen hat, leicht zu einer verwirralichen Kakophonie. Man denkt zwar selber, vermag aber oft nicht mehr anzugeben, was einen über das jeweils Eigene hinaus mit anderen Christenmenschen verbindet. So gesehen, kann allgemeines Priestertum zur Gefahr für die Einheit der Kirche werden.

Der Begriff des «allgemeinen Priestertums» oder des «Priestertums aller Gläubigen» lässt sich zwar in den Schriften der Reformatoren nicht nachweisen, sein Gehalt aber umso mehr.¹ Luther, Zwingli, Calvin und ihren Mitstreitern ging es dabei im Kern darum, dass die Kirche als ganze eine Priesterschaft ist, nicht lediglich ein Teil von ihr. Laut Zwingli brauchen die Christen «keinen ver-

1 Vgl. Harald Goertz/Wilfried Härle, Art. Priester/Priestertum II/1. Allgemeines Priestertum. Systematisch-theologisch, in: Theologische Realenzyklopädie Bd. 27, Berlin/New York 1997, 402–410; David Plüss, Allgemeines Priestertum und Amt, in: ders./Katrin Kusmierz/Matthias Zeindler/Ralph Kunz (Hg.), Gottesdienst in der reformierten Kirche. Einführung und Perspektiven, Zürich 2017, 145–161.

mittelnden Priester mehr, der für sie opfert. Ist doch jeder für sich selbst ein Priester, der geistliche Opfer bringt, also sich selbst ganz und gar Gott darbringen soll.»² Zwingli bringt damit bündig auf den Punkt, worum es den Reformatoren geht: Als Getaufte haben alle Christen einen direkten Zugang zu Gott, sie bedürfen dafür keiner Vermittlung durch einen geweihten Priesterstand. Einen wesentlichen Unterschied zwischen Geistlichkeit und Laien gibt es keinen. Das bedeutet aber gleichzeitig, dass alle Christen gleichermassen von Gott für den Dienst am Evangelium in Anspruch genommen werden. Auch in puncto Verpflichtung zum geistlichen Leben wird der Unterschied zwischen Priester und Nichtpriester hinfällig.

Die Entdeckung, dass alle Christenmenschen Priesterinnen und Priester sind, gehörte zu den grossen befreienden Einsichten der Reformation. Sie ist bis heute befreiend. Gleichzeitig birgt sie auch mancherlei Ärgernis, denn, seien wir ehrlich, es ist weder einfach noch bloss angenehm, zu Gottes Priesterschaft zu gehören. Darum soll es in den folgenden Abschnitten gehen: zu zeigen, in welcher vielfältiger Weise das allgemeine Priestertum ein Ärgernis ist. Allerdings sollte dies dazu verhelfen, das Befreiende an jener Entdeckung noch einmal klarer zu sehen.

1. Erwählung: Priestersein heisst Anderssein

Einer der biblischen Texte, welche den Gedanken des allgemeinen Priestertums angestossen haben, steht im ersten Brief des Petrus: «Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, das Volk, das er sich zu eigen machte» (1Petr 2,9). Das Priestertum wird hier mit der Erwählung verbunden, die Priesterschaft ist von Gott erwählt. Das wird auch für die Rede vom allgemeinen Priestertum zu gelten haben: Als Priesterinnen und Priester haben sich Christenmenschen als Erwählte zu verstehen. Das Wort «Laie» hat, wie der niederländische Theologe Hendrik Kraemer in seinem Buch «Theologie des Laientums» zeigt, seinen Ursprung genau dort: «Ursprünglich bedeutet es <zum Laos>, das heisst zum auserwählten Volk Gottes gehörig.»³

Nun hat die Erwählung heute keine allzu gute Presse. Man hört bei dem Wort sofort einen elitären Exklusivitätsanspruch heraus, eine Ausschliessung von denen, die nicht erwählt sind. Oder, noch schlimmer, es erscheint das dunkle Gespenst der Prädestinationslehre, laut der Gott von Ewigkeit her die einen zum Heil und die andern – meist die grosse Mehrheit – zur Verwerfung bestimmt hat.⁴

2 Huldrych Zwingli, Die Klarheit und Gewissheit des Wortes Gottes, Schriften I, hg. von Thomas Brunnschweiler und Samuel Lutz, Zürich 1995, 101–154.146.

3 Hendrik Kraemer, Theologie des Laientums, Zürich 1959, 38.

4 Matthias Zeindler, Erwählung. Gottes Weg in der Welt, Zürich 2009, 11–15, 27–68.

Beides ist im Petrusbrief freilich nicht gemeint, sondern die schlichte Tatsache, dass, wer von Gott erwählt ist, Teil jenes Volkes wird, das ihm gehört, «das er sich zu eigen machte». Erwählte gehören nicht mehr sich selber, sondern Gott. Erwählung ist Enteignung von sich selbst.

Dasselbe sagt einer der bekanntesten Texte aus der reformierten Tradition, die Antwort auf die erste Frage im Heidelberger Katechismus (1563), welche lautet: «Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?», und darauf die Antwort: «Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.»⁵ Einem modernen Menschen nun will nicht sofort einleuchten, worin der Trost bestehen soll, dass ich mir selbst enteignet werde. Denn wenn es einen unbestrittenen Glaubenssatz der Moderne gibt, dann sicher den, dass ich mir selbst gehöre. Damit wird der Gedanke des allgemeinen Priestertums, der uns unmissverständlich auch als von Gott Erwählte ausweist, zum ersten Mal zum Ärgernis. Denn Priestersein impliziert auf jeden Fall auch, jenem modernen Dogma abzuschwören.

Freilich, völlig unbestritten ist das Dogma nie gewesen. So hat der schottische Schriftsteller George McDonald einmal geschrieben: «Der einzige Grundsatz der Hölle lautet: Ich gehöre mir selbst.» Ich gehöre mir selbst – ein höllischer Satz? Ganz fremd dürfte uns auch diese spitze Bemerkung nicht sein. Denn wir leben in einer Welt, in der der Satz «Ich gehöre mir selbst» bis in seine letzte, bittere Konsequenz Wirklichkeit geworden ist. «Ich gehöre mir selbst», das bedeutet zwar, ich verfüge über mich selbst, ich bestimme mich selbst, ich mache mich selbst zu dem, was ich bin. Aber es heisst auch das andere: Ich *muss* über mich verfügen. Ich *muss* mich selbst bestimmen. Ich *muss* mich zu dem machen, was ich sein will oder sein soll. Ich bin der Schmied meines Glücks, und wehe, ich bringe es nicht zum Glück, dann bin ich ganz allein verantwortlich dafür. Am Wegrand unserer Zeit liegen unzählige Menschen, die an diesem Anspruch zerbrochen sind.

Noch aus einem weiteren Grund kann der Gedanke der Erwählung zum Ärgernis werden, diesmal für die Kirche. Besonders in unseren Breitengraden gilt nach wie vor als ausgemacht, dass die Kirche ins Dorf gehört, mitten ins Dorf. Wenn nicht immer räumlich, so auf jeden Fall in ihrer Bedeutung. Die Kirche bildet selbst für distanzierte Mitglieder eine Art «heiligen Mittelpunkt» des Lebens, wo die wichtigen Übergänge im Leben – Geburt, Erwachsenwerden, Eheschliessung, Tod – rituell begangen und so in einen grösseren Zusammenhang eingebettet werden. Das Bild von der Kirche mitten im Dorf suchen wir freilich im Neuen Testament vergebens. Im Gegenteil, es wird der Kirche dort ein ganz anderer Ort zugewiesen. Der Autor des Hebräerbriefs macht darauf aufmerksam,

5 Georg Plasger/Matthias Freudenberg (Hg.), Reformierte Bekenntnisschriften. Eine Auswahl von den Anfängen bis zur Gegenwart, Göttingen 2005, 154.

dass Jesus, «um durch sein eigenes Blut sein Volk zu heiligen, ausserhalb des Tores gelitten» hat (Hebr 13,11). Und dort gehört auch sein Volk hin. «Lasst uns also aus dem Lager hinausziehen zu ihm und seine Schmach tragen, denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir» (Hebr 13,12f.). Die Kirche, das erwählte, priesterliche Volk, wohnt ausserhalb des Dorfes, es ist in der Welt fremd, ein Aussenseiter. Denn seine Heimat ist nicht hier, in der Welt, sondern in Gottes zukünftiger Herrschaft.

2. Gott denkt in mir: Priestersein heisst Erkenntsein

Die Reformierte Kirche Basel-Stadt lancierte im Jahr 2000 eine Imagekampagne. Eine Reihe von Plakaten wurde veröffentlicht mit provokativen Sujets wie einem Afrikaner im Jodelchor oder einer Gruppe geklonter Frauen. Und einem Slogan, der seither zum Selbstläufer geworden ist: «Selber denken. Die Reformierten». Selbstbewusst nahmen hier die reformierten Christen intellektuelle Eigenständigkeit für sich in Anspruch, gegen alle Klischees von religiöser Fremdbestimmung. Auch wenn vielen klar ist, dass das Selberdenken noch keine hinreichende Bestimmung des Reformiertseins sein kann, eine notwendige Bestimmung ist es doch auf jeden Fall. Allgemeines Priestertum meint ja genau dies: Niemand kann mich davon dispensieren, darüber zu entscheiden, wie ich die Bibel verstehe und mein Leben vor Gott gestalte.

Und doch: «Hier stock' ich schon», um mit Goethes Faust zu sprechen.⁶ Denn bei den Reformatoren ist auffällig wenig Leidenschaft zu entdecken dafür, dass man in aller Freiheit denken können solle, was man wolle. In dieser Leidenschaftslosigkeit spiegelt sich die Tatsache, dass auch in der Bibel das Selberdenken kaum eine Rolle spielt. Beides hat natürlich damit zu tun, dass eine vormoderne Zeit dem individuellen Denken noch einen weit weniger hohen Stellenwert einräumte. Vor allem aber hat die Diskretion von Reformation und Bibel beim Thema Selberdenken theologische Gründe.

Im 13. Kapitel seines ersten Briefes an die christliche Gemeinde in Korinth, dem bekannten «Hohelied der Liebe», handelt Paulus auch vom Erkennen Gottes (Verse 8–12). Und er schliesst die Passage mit dem zusammenfassenden Satz: «Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich ganz erkennen, wie ich auch ganz erkannt worden bin» (1Kor 13,12). Der Apostel schärft hier zum einen ein, dass wir uns als Christenmenschen noch unterwegs wissen zur letzten Vollendung im Reich Gottes, wo auch alle menschliche Erkenntnis vollendet werden wird. Zum andern – und das ist für unseren Gedankengang ent-

6 Johann Wolfgang von Goethe, Faust. Erster Teil, Studierzimmer, Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. 3: Dramatische Dichtungen I, München ¹⁶1996, 44.

scheidend – macht er die Korinther darauf aufmerksam, dass vor all unserem Erkennen das Erkennen Gottes steht, durch welches er immer schon sieht und beurteilt, wer wir sind. Und an diesem, der uns bereits erkannt hat, hat sich all unser Erkennen zu orientieren. Denken von Christenmenschen ist deshalb immer gebundenes Denken. Ein höchst unselbstständiges Denken, das lediglich nachzuvollziehen versucht, was Gott selbst bereits erkannt hat. Von wegen Selberdenken! Ein zweites Ärgernis.

Und es geht noch weiter: Die Reformatoren rechnen damit, dass wir Gott nur dann erkennen, wenn wir durch den Heiligen Geist erleuchtet werden. Calvin etwa schreibt zum Verstehen der Bibel: «Denn wie Gott selbst in seinem Wort der einzige vollgültige Zeuge von sich selber ist, so wird dies Wort nicht eher im Menschenherzen Glauben finden, als bis es vom inneren Zeugnis des Heiligen Geistes versiegelt worden ist.»⁷ Was der Genfer Reformator hier meint, geht weit über den Kontext der Schriftlektüre hinaus. Wo immer wir von Gott etwas begreifen, ist uns dies durch den Heiligen Geist vermittelt worden. Wer von Gott zum Priester, zur Priesterin erwählt worden ist, wird vom Geist bewegt. Und dies heisst: Bei allem Selberdenken wird mir die Wahrheit immer geschenkt.

3. Gabe: Priestersein heisst, alle sind begabt (auch die anderen!)

Um einem dritten Ärgernis des allgemeinen Priestertums näherzukommen, nehmen wir nochmals die soeben gemachte Feststellung auf, dass Priestersein bedeutet, vom Heiligen Geist bewegt zu sein. Auch darin zeigt sich, dass ein Christenmensch durch seine Erwählung sich selbst enteignet wird. Wenn ich vom Heiligen Geist bewegt werde, besagt dies, dass nicht ich selbst es bin, der mich bewegt. Damit wird ein weiteres Dogma der Moderne eingeklammert: Der moderne Mensch versteht sich als autonomer Mensch, aus dem Griechischen übersetzt: eigengesetzlich. Der Theologe Paul Tillich hat demgegenüber geltend gemacht, dass der vor Gott lebende Mensch nicht der autonome, sondern der theonome Mensch sei.⁸ Der von Gottes Gesetz bestimmte Mensch also. Dieser Mensch ist konkret der vom Heiligen Geist bewegte Mensch.

Was sich daraus für die christliche Gemeinde, die von Gott erwählte Priesterschaft, ergibt, hat der Apostel Paulus ebenfalls den Korinthern mitgeteilt. Er beantwortet die Frage nach den «Geistesgaben» mit dem bekannten Bild der Gemeinde als Leib mit vielen Gliedern. Um das Bild zu verstehen, ist wichtig, sich

7 Johannes Calvin, *Institutio christianae religionis* / Unterricht in der christlichen Religion, nach der letzten Ausgabe übersetzt und bearbeitet von Otto Weber, Neukirchen 1955, I,7,4.

8 Paul Tillich, *Systematische Theologie* Bd. 1, Stuttgart 1956, 101–105, 175–178.

vor Augen zu halten, was Paulus dabei voraussetzt. Nämlich, dass es keinen Glauben an Jesus Christus gibt ohne die Verleihung des Heiligen Geistes. Und damit keinen Glauben ohne die individuellen Gaben, die dieser Geist zuteilt (Charismen). Wer immer an Christus glaubt, ist mit Geistesgaben begabt.

Paulus hat in Korinth offenbar ein Durcheinander von sich konkurrierenden Charismen angetroffen, Streitereien um den Vorrang bestimmter Gaben vor andern und damit einen nur schlecht kaschierten Machtkampf. Er eröffnet seine Lehrrede deshalb mit einem Hinweis auf den einen Ursprung aller Charismen: «Die uns zugeteilten Gaben sind verschieden, der Geist jedoch ist derselbe» (1Kor 12,4). Was von demselben Geist herkommt, wird kaum in der Gemeinde zu Streit und Trennung führen. Vielmehr verhält es sich so, dass die vielfältigen Gaben genau die Form sind, durch welche Gott die Gemeinde zur Einheit führen will. Nämlich so, dass er mithilfe der unterschiedlichen Gaben dafür sorgt, dass die vielfältigen Bedürfnisse der Gemeinde erfüllt werden. Deshalb hat Gott dem einen die «Weisheitsrede» gegeben, einem zweiten die «Erkenntnisrede», wieder anderen die «Gabe der Heilung», das «Wirken von Wunderkräften», «prophetische Rede», «Unterscheidung der Geister», und zuletzt «Zungenrede» und die «Übersetzung der Zungenrede» (Verse 8–10). Jede Gabe dient mithin dem Aufbau der Gemeinde, wie jedes Glied dem Funktionieren des Leibes dient. Eine Profilierung Einzelner ist von da her nicht nur unerquicklich, es ist im Grunde genommen absurd, da es das Wesen der Geistesgaben verkennt. Die Charismen gibt es nur im Ensemble aller anderen. Christsein ist grundsätzlich ein Mannschaftssport.

Worin soll nun aber das Ärgernis dieses so erbaulichen Textes bestehen, der nur zu gerne zum Beginn von Retraiten und Synoden verlesen wird? Das Ärgernis ergibt sich, wenn der Text nicht nur gelesen, sondern auch gelebt werden will. Oder, und für einmal sehr wörtlich zu nehmen: Der Teufel steckt auch hier im Detail. Und das Detail besteht darin, dass wir zwar glauben mögen, dass die verschiedenen Fähigkeiten und Fertigkeiten in unserer Gemeinde durch den Geist ein sinnvolles Miteinander bilden, dieses Miteinander aber durchaus nicht evident sein muss. Das Vertrauen darauf, dass auch die Fertigkeiten des andern eine für die Gemeinde hilfreiche Gabe sind, kann mitunter höchst anspruchsvoll sein! Wie, wenn ich die charismatisch geprägte Theologie des neuen Jugendarbeiters als problematisch empfinde? Wenn mir der nassforschende Pragmatismus der Kirchengemeindepräsidentin als ungeistlich erscheint? Wenn ich den von der Frauengruppe gestalteten Wandteppich in der Kirche als Verunstaltung einer künstlerisch hochstehenden Innenarchitektur sehen zu müssen meine? Das Bild vom einen Leib mit vielen Gliedern soll weder Diskussionen stilllegen noch Kritik unterbinden. Aber es bürdet allen Beteiligten ein hohes Mass an Verstehens- und Toleranzbereitschaft auf. Im strengen Sinne – denn das Wort «Toleranz» kommt von *tolerare*/Erleiden ...

4. Aufgabe: Priestersein heisst, ich bekomme etwas zu tun

Als Pfarrer besuchte ich mit meinen Konfirmanden jeweils einen Tag lang in der nahen Stadt Bern jüdische und muslimische Gemeinschaften. Vertreter beider Religionen stellten dabei ihren Glauben und ihre Lebensweise vor: Gebetsrhythmen, ethische Verpflichtungen, Fastenzeiten usw. Dabei wurde stets deutlich, wer ein religiöses Leben führt, von dem wird etwas verlangt. Dieser Punkt führte in den nachfolgenden Gesprächen in der Gruppe stets zu Auseinandersetzungen. Meine Frage, ob sie, die Konfirmandinnen und Konfirmanden, sich vorstellen könnten, für ihre Religion eine Anstrengung zu erbringen oder gar auf etwas zu verzichten, stiess dabei regelmässig auf vollkommenes Unverständnis. Religion, so der Tenor unter den jungen Menschen, heisst doch, an Gott zu glauben – mehr aber nicht. Sie dürften damit nicht allein stehen, sondern eher eine verbreitete Sichtweise vertreten: Wenn es um Religion geht, lautet die Frage, ob man an Gott oder ein Leben nach dem Tod glaube, nicht aber, ob die Antwort auf diese Frage einen Einfluss auf meine Lebensführung habe.

Versteht man Christsein im Sinne der Reformation als Priestersein, dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. Das Priesteramt ist ein Beruf. Dieser Beruf ist nicht nur mit Arbeit verbunden, man muss dafür auch etwas können, der Beruf erfordert Fertigkeiten, die gelernt und eingeübt werden müssen. Wie bei jeder Berufslehre benötige ich auch beim Erlernen des Priesterberufs Lehrmeister und Lehrmeisterinnen, ganz zu schweigen davon, dass ich die wirklich wichtigen Kenntnisse erst durch ausreichend berufliche Praxis erwerbe. Der US-amerikanische Theologe Stanley Hauerwas hat das Christsein mit dem Maurerhandwerk verglichen: «Um Maurer zu lernen, reicht es nicht, dass einem jemand sagt, wie man es macht, sondern man muss eine Vielzahl von Fähigkeiten (*skills*) lernen, die mit der Tätigkeit des Mauerns verbunden sind. [...] Selbstverständlich schliesst das Lernen des Mauerns nicht nur eine Myriade von Fähigkeiten ein, sondern auch eine Sprache, die diese Fähigkeiten formt und von ihnen geformt wird.»⁹ Da versteht es sich, dass – wie das Mauern – das Erlernen des Christseins eine lebenslange Aufgabe ist.

Die Gabe, die den Glaubenden durch den Heiligen Geist gegeben wird, hat als ihre Kehrseite grundsätzlich eine Aufgabe. Dieser Zusammenhang wird noch offensichtlicher, wenn man sich den Konnex von Priestertum und Erwählung vor Augen hält. Die bereits zitierte Stelle aus dem ersten Petrusbrief, wo die christliche Gemeinde als «auserwähltes Geschlecht» und «königliche Priesterschaft» tituliert wird, geht so weiter: «... damit ihr verkündet die Wohltaten dessen, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat» (1Petr 2,9). Er-

9 Stanley Hauerwas, *After Christendom? How the Church Is to Behave If Freedom, Justice, and a Christian Nation Are Bad Ideas*, Nashville/TN 1991, 101. Übersetzung MZ.

wählung durch Gott ist nie ein Selbstzweck, sondern hat ein bestimmtes Ziel, und die Erwählten werden von Gott dazu in Anspruch genommen, dieses Ziel zu erreichen. Erwählung ist so gesehen immer eine «Erwählung zu einem Dienst».¹⁰

5. Heiliger Geist: Priestersein heisst, ich mache es nicht selbst

Die Aufgabe der Priesterinnen und Priester ist freilich begrenzt, was wiederum damit zu tun hat, dass sie eine vom Heiligen Geist gegebene Aufgabe ist. Das ändert nichts daran, dass sie ernsthaft und mit Anstrengung erfüllt werden soll. Doch: Gott fordert, wen er für seine Ziele in Anspruch nimmt, er *überfordert* die von ihm Erwählten aber nicht. Aufgabe und Gabe müssen immer zusammengedacht werden, Gott gibt keine Aufgabe ohne Gabe, und wo er etwas fordert, gibt er auch die Fähigkeiten und die Kraft, seiner Forderung zu entsprechen. Wenn im Lukasevangelium steht: «Wem aber viel gegeben wurde, von dem wird viel gefordert werden; und wem viel anvertraut wurde, von dem wird man umso mehr verlangen» (Lk 12,48), dann ist damit diese Entsprechung von Gabe und Aufgabe angezeigt. Gott verlangt nicht *mehr* als das, was er anvertraut hat.

Nun besteht die Aufgabe der Priesterschaft im soeben wiedergegebenen Satz aus dem ersten Petrusbrief darin, die «Wohltaten» Gottes zu verkünden. Den Menschen also die frohe Botschaft von Gottes Zuwendung, Barmherzigkeit und Treue nahezubringen und sie dadurch für die Gemeinschaft mit ihm zu gewinnen. Es gibt keine wichtigere Aufgabe als diese, aber auch keine anspruchsvollere, und es war der Kirche aller Zeiten klar, dass dort, wo es gelingt, Menschen das Evangelium zu vermitteln und sie in ein Leben in Glaube, Liebe und Hoffnung einzuweisen, sich dieser Erfolg nicht ihr selbst verdankt. Der Erfolg kirchlichen Handelns entspringt grundsätzlich Gottes Gnade.

Dieses Eingeständnis der Begrenzung kirchlichen Handelns ist entlastend. Die Moderne hat die menschlichen Optionen in einem früher nie denkbaren Masse erweitert, analog zu den Optionen haben aber auch die Zwänge zugenommen. Nochmals: Machenkönnen impliziert auch Machenmüssen, die Freiheit, etwas durch eigene Leistung zu erreichen, kippt schnell in die gnadenlose Nötigung, dies denn auch wirklich und um jeden Preis zu tun. Vor diesem Hintergrund verschafft das Wissen darum, dass unser Sollen an Gottes Gabe seine Grenze hat, Luft zum Atmen.

Was Entlastung sein möchte, kann freilich wiederum als Ärgernis empfunden werden. Denn wenn das Gelingen des kirchlichen Auftrages bei Gott liegt, dann

10 Magnus Löhner, Gottes Gnadenhandeln als Erwählung des Menschen, in: *Mysterium Salutis. Grundriss heilsgeschichtlicher Dogmatik*, IV/2, Einsiedeln/Zürich/Köln 1972, 773–830.812.

ist der Erfolg auch ihm gutzuschreiben. Jedem erfolgreichen kirchlichen Handeln soll deshalb der Dank an Gott folgen. Dies leuchtet allerdings nur schwer ein in einer erfolgsverliebten Zeit wie der unsern. Wir kennen alle das immer gleiche Fernsehinterview mit dem Torschützen eines Fußballspiels. Mediengeschult, wie es heutige Spitzenfußballer sind, wird dieser Spieler nicht seine eigene Leistung hervorheben, sondern sofort auf die Stärke des Gesamtteams hinweisen. Und doch wissen Fußballer, Interviewer und Zuschauer, dass bereits die Tatsache, dass die Kamera auf diesen und nicht einen andern Spieler gerichtet wird, klar macht, es geht um den Erfolg dieses Einzelnen, so wichtig daneben das Team sein mag.

Das allgemeine Priestertum erschwert es, als Einzelner oder als Kirche Erfolge einzuheimen. Kein Zweifel, man soll sich an gelingendem kirchlichen Handeln freuen. Aber die höchste Form dieser Freude wird immer das Lob Gottes sein, bei dem jenes Gelingen zuletzt liegt.

6. Sein für andere: Priestersein ist nach aussen orientiert

Manchen ist es wohl dabei, andere empfinden es als frustrierend: Die Kirche hat eine penetrante Tendenz, um sich selbst zu kreisen. Wie können wir den Mitgliederschwund bremsen, wie bringen wir mehr junge Menschen in den Gottesdienst, wie gewinnen wir neue Freiwillige – so lauten einige beliebte Fragen, um die kirchliches Nachdenken fast unablässig kreist. Es soll nicht bestritten werden, dass auch diese Fragen in einem Zusammenhang stehen mit dem Verkündigungsauftrag der Kirche. Ebenso wenig lässt sich aber leugnen, dass dieselben Fragen eine gewisse «Betriebsblindheit» zeigen, eine Fixierung auf die eigenen Bedürfnisse, Besitzstände und Probleme. Kraemer nennt dies das «introvertierte Leben der Kirche».¹¹

Solcher Binnenorientierung steht Dietrich Bonhoeffers allseits bekannte Formel entgegen, dass Kirche nur da Kirche ist, wo sie «für andere da ist».¹² Diese Formel meint weit mehr, als dass die Kirche sich um die Bedürftigen zu kümmern habe. Sie ist wieder erst vom Erwähltsein und damit vom Priestertum der Kirche her angemessen zu verstehen. Die Erwählung folgt in der Bibel einer bestimmten Logik, die sich so zusammenfassen lässt: Gott erwählt Einzelne oder eine Gruppe, um an einer Mehrzahl – und zuletzt an der ganzen Welt – heilvoll zu wirken. Oder wie es der Basler Theologe Oscar Cullmann ausgedrückt hat: «Die ganze Menschheit ist ihr [der Erwählung] Ziel; Auswahl einer Minderheit

11 Kraemer, *Laientum* (Anm. 3), 104.

12 Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft* (DBW 8), München 1998, 560.

ist das Mittel ihrer Verwirklichung.»¹³ Wie schon gesagt, Erwählung ist nie Selbstzweck, Gott erwählt, um durch die Erwählten andere zu erreichen. Das Priestertum ist streng nach aussen orientiert. Mehr noch, nur in seinem Dienst nach aussen hat das Priestertum seinen Sinn und damit seine Existenzberechtigung.

So gelesen, eignet der Bonhoeffer'schen Formel einige Dramatik, denn sie besagt, dass die Kirche dann und nur dann Kirche ist, wenn sie nicht auf sich selbst, sondern nach aussen bezogen ist, auf jene, die nicht Teil der Kirche sind. In den Worten des Anglikaners Graham Tomlin: «Anders als die meisten menschlichen Gemeinschaften fokussiert sich die Kirche nicht auf sich selbst, sondern auf jene, die nicht zu ihr gehören.»¹⁴ Kirche existiert nicht um ihrer selbst willen, es gibt auch keinen göttlichen Auftrag, die Kirche als solche zu bewahren. Gott schafft und erhält die Kirche ausschliesslich zum Zweck, Menschen ausserhalb der Kirche die Botschaft von seiner Barmherzigkeit nahezubringen. Kirche ist in einem prinzipiellen Sinne *offene* Kirche.

Ärgerlich wirkt dieser Begriff von Kirche nicht nur, weil durch ihn jede Binnenorientierung real existierender Kirchen in ein kritisches Licht gerückt wird. Wohl noch ärgerlicher erscheint er, weil er dazu zwingt, Mission und Evangelisation als zentrale, wenn nicht als *die* eigentlichen Vollzüge der Kirche ernst zu nehmen. Es ist hier nicht der Ort, die Frage der Mission zu erörtern; der Hinweis muss reichen, dass eine zum Priestertum erwählte Kirche nur eine missionierende Kirche sein kann.¹⁵

7. Kirche: Kein Priestersein ohne christliche Gemeinschaft

Der grosse reformierte Theologe des 19. Jahrhunderts, Friedrich Schleiermacher, hat den Unterschied zwischen katholisch und protestantisch folgendermassen auf den Punkt gebracht: Beim Katholiken sei das Verhältnis zu Christus abhängig von seinem Verhältnis zur Kirche, beim Protestanten das Verhältnis zur Kirche

13 Oscar Cullmann, Heil als Geschichte. Heilsgeschichtliche Existenz im Neuen Testament, Tübingen 1965, 142. Knapp und klar auch Graham Tomlin, «Gott wählt einen Teil, um das Ganze zu segnen» (The Widening Circle. Priesthood as God's way of blessing the world, London 2014, 113. Übersetzung MZ).

14 Tomlin, Widening Circle (Anm. 13), 104f.

15 Vgl. Tomlin, Widening Circle (Anm. 13), 107–110; Zeindler, Erwählung (Anm. 4), 163–167; ders., Mission in der Volkskirche, in: Walter Dürr/Ralph Kunz (Hg.), Gottes Kirche re-imaginieren. Reflexionen über die Kirche und ihre Sendung im 21. Jahrhundert, Freiburg/Münster 2016, 175–192.

abhängig von seinem Verhältnis zu Christus.¹⁶ Diese Formel ist sehr summarisch, aber nicht ganz falsch, vor allem darin, dass sie herausstellt, für die Protestanten rangiert der eigene Glaube vor der Kirche. Daraus ist besonders bei den Reformierten die Auffassung entstanden, seinen Glauben könne man auch ohne Kirche leben. Diese Sicht ist noch einmal verallgemeinert worden, als man die Reformation zur eigentlichen Geburtsstunde der neuzeitlichen Individualität erklärt hat – etwas, was man in zahlreichen Publikationen und Reden zum Reformationsjubiläum 2017 bis zum Abwinken hat hören können.

Es ist insbesondere das allgemeine Priestertum, das die protestantische Vorordnung des individuellen Glaubens vor die Zugehörigkeit zur Kirche zu bekräftigen scheint.¹⁷ Immerhin sagen die Reformatoren doch, dass jeder und jede Priester oder Priesterin sei, kraft seiner Taufe und seines Glaubens. Letzteres stimmt. Und trotzdem muss es zu denken geben, dass die biblischen Bezüge, die den Gedanken des Priestertums aller begründen, samt und sonders kollektiv formuliert sind: «Ihr [Israel] sollt mir ein Königreich von Priestern sein» (Ex 19,6). «Ihr [Israel] aber werdet Priester-des-HERRN genannt werden» (Jes 61,6). «Ihr [die Gemeinde] aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft» (1Petr 2,9). Christus hat durch seine Erlösung «aus uns [den Christen] ein Königreich gemacht [...], eine Priesterschaft für Gott» (Offb 1,6). Das allgemeine Priestertum, so ist dies zu deuten, kommt zunächst einer Gemeinschaft zu, dem Volk Israel im Alten und der christlichen Gemeinde, der Kirche im Neuen Testament. Natürlich danach auch den Einzelnen, die dieser Gemeinschaft angehören, aber diesen eben nur in der Masse, da sie Teil von Israel bzw. der Kirche sind. Es geht in diesem Priestersein zunächst «um das *gemeinsame* Privileg und die gemeinsame Verantwortung des glaubenden Volkes Gottes».¹⁸

Soweit es um das Priestersein von Christinnen und Christen geht, gibt es also laut biblischem Befund eine klare Vorordnung der Gemeinschaft vor die Einzelnen. Und das Priestertum ist, wie wir gesehen haben, lediglich eine spezielle Weise, vom Glauben zu sprechen, ähnlich wie die Erwählung (die im Alten wie im Neuen Testament ebenfalls zuerst an einer Gemeinschaft und erst durch diese auch an den Einzelnen geschieht). Das mag eine arge Kränkung für den so gehätschelten protestantischen Individualismus sein, ist aber gut reformatorisch. Der Genfer Reformator Calvin lässt kein Missverständnis offen, wenn er schreibt,

16 Friedrich Schleiermacher, Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt. Aufgrund der zweiten Auflage und kritischer Prüfung des Textes neu hg. von Martin Redeker, Berlin 1960, 137.

17 Auch Kraemer erwähnt in seinem Buch zum Laientum mehrmals die Gefahr des Individualismus im allgemeinen Priestertum: Laientum (Anm. 3), 49, 76.

18 Peter Toon, Art. Priesthood of Believers, in: Donald McKim (Hg.), The Westminster Handbook of Reformed Theology, Louisville/Kentucky 2001, 182. Übersetzung und Hervorhebung MZ.

dass, wer Gott zum Vater habe, die Kirche zu seiner Mutter haben müsse,¹⁹ um dann fortzufahren: «Denn es gibt für uns keinen anderen Weg ins Leben hinein, als dass sie [die Kirche] uns in ihrem Schosse empfängt, uns gebiert, an ihrer Brust nährt und schliesslich unter ihrer Hut und Leitung in Schutz nimmt, bis wir das sterbliche Fleisch von uns gelegt haben.»²⁰

Gottes Priesterschaft ist die Kirche, Priesterinnen und Priester können wir deshalb nur sein, indem wir in der Gemeinschaft der Christinnen und Christen leben. Diese Abhängigkeit – schwächer sollte man Calvins Sätze nicht verstehen – erinnert uns daran, dass wir alles und vor allem den Glauben nicht selbst hervorgebracht, sondern bekommen haben. Oder wie der Apostel Paulus rhetorisch fragt: «Was aber hast du, das du nicht empfangen hast» (1Kor 4,7). Damit sind allfällige, noch so fromme Autonomiephantasien des religiösen Individuums kräftig relativiert.

8. Individualität: Priestersein heisst, Glauben nicht delegieren zu können

Unter einem anderen Gesichtspunkt kann man allerdings die Individualität des Glaubens und damit des Priestertums nicht genug stark machen, und zwar dort, wo es um seine Unvertretbarkeit geht. Was sich allerdings auch wieder zu einem Ärgernis auswachsen kann. Denn meinen Glauben kann ich an niemanden delegieren, Glauben lebe ich selber und verantworte ich selber.

Um nicht gleich wieder in individualistische Missverständnisse (Vereinzelung, Autonomie, Überlastung) abzugleiten, gilt es, sich nochmals vor Augen zu halten, dass hier von der Individualität *des Glaubens* die Rede ist. Und diese kann nur *theologisch* angemessen verstanden werden. Wir sind der Individualität des Glaubens bereits begegnet, als von den Charismen, den Gaben des Geistes an jede und jeden Glaubenden, zu sprechen war. Daran, dass allen Glaubenden je individuelle Gaben verliehen werden, ist abzulesen, dass die Individualität des Glaubens zuerst geschenkte Individualität ist: Wir werden zu Einzelnen, weil Gott uns durch seine uns persönlich zugemessenen Gaben zu Einzelnen macht. Und dann, weil derselbe Gott uns mit diesen Gaben auch je individuelle Aufgaben anvertraut. Gott nimmt mich als Einzelnen in Verantwortung und will auf seine Anrede an mich meine Antwort, die nur ich allein geben kann. Versteht man die Individualität des Glaubens in dieser Weise theologisch, wird deutlich, dass Christenmenschen ein grosses Interesse an einer – richtig verstandenen – Individualität haben dürfen, ja müssen. Dies gilt es festzuhalten gegen eine ver-

19 Calvin, Institutio (Anm. 7), IV,1,1.

20 Calvin, Institutio (Anm. 7), IV,1,4.

breitete, manchmal etwas vorschnelle Individualismusschelte innerhalb der Kirchen.

Die Unvertretbarkeit des Glaubens kann man gerade in Kirchen, die sich wie die reformierten Kirchen in der Schweiz als Volkskirchen definieren, nicht genug unterstreichen. Die Volkskirche ist eine Kirche, in welcher eine grosse Vielfalt von Glaubenshaltungen und Frömmigkeitsformen anerkannt und gelebt wird.²¹ Zu dieser Vielfalt gehört auch eine grosse Diversität der Nähe und Distanz zur Kirche. Vorherrschend ist allerdings in den Schweizer Landeskirchen eine distanzierte Einstellung: Gemäss einer neueren religionssoziologischen Untersuchung sind von den katholischen Kirchenmitgliedern 66 %, von den reformierten sogar 70 % zu den sogenannten Distanzierten²² zu rechnen.²³

Distanzierte Kirchenmitglieder sind selbstverständlich unter sich nochmals höchst verschieden, eine Tendenz verbindet sie aber, nämlich, die Kirche als einen Dienstleistungsbetrieb zu sehen, der bestimmte religiöse Leistungen erbringt. Und sich selbst entsprechend als Bezüger dieser Leistungen. Der persönliche Glaube spielt bei diesem Verständnis von Kirche eine untergeordnete Rolle. Eine weitere Tendenz bei den Distanzierten besteht darin, einen engagierten Glauben eher als Sache der anderen, vorrangig der Pfarrerinnen und Pfarrer, zu verstehen. Die Pfarrperson erhält dabei die Rolle zugespielt, gleichsam stellvertretend für die Kirchenmitglieder ein exemplarisches oder gar vorbildliches christliches Leben zu führen.²⁴

Es liegt auf der Hand, dass ein als Priestertum begriffenes Christentum diesen Weg des delegierten Glaubens ausschliesst. Eine vertretungsweise Verantwort-

-
- 21 Claudia Kohli Reichenbach/Matthias Krieg (Hg.), *Volkskirche und Kirchenvolk. Ein Zwischenhalt*, Zürich 2015; David Plüss/Matthias D. Wüthrich/Matthias Zeindler (Hg.), *Ekklesiologie der Volkskirche. Theologische Zugänge aus reformierter Perspektive*, Zürich 2016.
- 22 Zum Begriff der Distanzierten vgl. den Beitrag von David Plüss in diesem Band.
- 23 Jörg Stolz, *Die Religiosität der Christen in der Schweiz und die Bedeutung der Kirchen in der heutigen Gesellschaft. Forschungsergebnisse aus ausgewählten Projekten des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58)*, Bern 2011, 12. Auch unter den Konfessionslosen gehören 68 % zu den Distanzierten (ebd.).
- 24 Die Erwartung, dass der Pfarrer exemplarisch, wenn nicht sogar stellvertretend Christsein zu leben habe, ist ein wichtiges Thema in der älteren pastoraltheologischen Literatur; vgl. Robert Leuenberger, *Berufung und Dienst. Beitrag zu einer Theologie des evangelischen Pfarrberufs*, Teil IV, Zürich 1966; Richard Riess (Hg.), *Haus in der Zeit. Das evangelische Pfarrhaus heute*, München 1979; Manfred Josuttis, *Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie*, München 1982; Wolfgang Steck, *Im Glashaushaus: Die Pfarrfamilie als Sinnbild christlichen und bürgerlichen Lebens*, in: Martin Greiffenhagen (Hg.), *Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte*, Stuttgart 1984, 109–125. Ein differenziertes Bild ergeben die Erinnerungen von «Pfarrhauskindern» aus verschiedenen Generationen, in: Sabine Scheuter/Matthias Zeindler (Hg.), *Das reformierte Pfarrhaus. Auslauf- oder Zukunftsmodell (denkMal 7)*, Zürich 2013, 34–45.

tung vor Gott gibt es nicht. Wenn der Kern des allgemeinen Priestertums darin besteht, dass jede und jeder freien Zugang zu Gott erhält, dann bedeutet dies auch, dass nur ich für mich vor Gott stehen kann.

9. Verkündigungsamt: Kein Priestersein ohne Pfarrer/in

Ein zähes, deshalb aber nicht wahreres Klischee lautet, dass das allgemeine Priestertum das Verkündigungsamt relativiere. Das würde bedeuten, dass eine Stärkung des Priestertums aller Gläubigen stets eine Schwächung des Pfarramtes nach sich zieht. Das Klischee ist weder historisch noch theologisch tragfähig. Sowohl aus historischen wie aus theologischen Gründen muss man stattdessen unterstreichen, dass allgemeines Priestertum und Verkündigungsamt sich bedingen. Ohne Pfarrerinnen und Pfarrer ist ein allgemeines Priestertum nicht lebensfähig.

Wie sich der Begriff des allgemeinen Priestertums bei den Reformatoren noch nicht findet, so auch nicht die Idee, dass das Priestertum aller zu einer Schwächung des ordinierten Amtes führen könnte. Stattdessen ist den Reformatoren gerade wichtig, dass der Glaube der Gemeinde auf die regelmässige Auslegung der Bibel und damit auf jenes Amt, dem die öffentliche Bibelauslegung von der Gemeinde anvertraut worden ist, angewiesen bleibt.²⁵ Durch die Verkündigung der Amtsträger wird der Glaube der Gemeindeglieder geweckt, aufgebaut und erneuert, und erst damit werden diese in die Lage versetzt, ihr Priesteramt auszuüben. Diesen untrennbaren Zusammenhang von allgemeinem Priestertum und ordiniertem Amt unterstreicht auch Graham Tomlin, wenn er schreibt: «Priester [so die anglikanische Terminologie] sind jene Christen, die von der Kirche herausgerufen werden, um die Kirche dazu zu befähigen, zu sein, wozu sie berufen ist.»²⁶ Dem Verkündigungsamt kommt damit ein eigentliches «Wächteramt» in der Kirche zu: «Der Dienst am Wort ist der Dienst, die Kirche unablässig an ihre wahre Identität und ihre Berufung zu erinnern.»²⁷

Das stärkste Argument für den untrennbaren Konnex von allgemeinem Priestertum und Verkündigungsamt ist aber auch hier ein biblisches. In seinem Brief an die christliche Gemeinde in Rom notiert der Apostel Paulus: «Also kommt der Glaube aus der Verkündigung, die Verkündigung aber geschieht durch das Wort von Christus» (Röm 10,17). Will heissen: Der Glaube erzeugt sich nicht selbst, sondern wird durch Gottes Wort erzeugt. Der Glaube, wie er im allgemeinen Priestertum wirksam wird, ist Antwort auf die Anrede und die Berufung Gottes. Diese Anrede und Berufung Gottes erwartet die Kirche seit ihren

25 Dazu Plüss, Allgemeines Priestertum (Anm. 1), 147–153.

26 Tomlin, Widening Circle (Anm. 13), 120.

27 Tomlin, Widening Circle (Anm. 13), 124.

Anfängen in den Schriften, die von Gottes Weg mit den Menschen Zeugnis ablegen, konkret: vom gelesenen und ausgelegten biblischen Text. Um einer möglichst qualifizierten Auslegung und Verkündigung der biblischen Botschaft willen hat die Kirche seit ihren Anfängen speziell geeignete und ausgebildete Menschen für den Dienst am Wort ausgesondert. Und dies mit dem Ziel, dass alle in der Kirche in der bestmöglichen Weise für ihren eigenen Priester- oder Verkündigungsdienst ausgerüstet würden.

Damit dürfte klar sein: Wo man allgemeines Priestertum und ordiniertes Verkündigungsamt einander meint entgegensetzen zu sollen, unterliegt man einem fatalen Missverständnis. Man verkennt sowohl das Angewiesensein des allgemeinen Priestertums auf die Verkündigung wie auch die Orientierung des ordinierten Amtes auf das allgemeine Priestertum hin. Und macht damit aus beidem eine Karikatur.

10. Gebet: Priestersein heisst, einen anderen Massstab zu haben

Das allgemeine Priestertum wird in den Gemeinden heute vor allem dann thematisiert, wenn es um Fragen der Leitung oder der Mitwirkung im Gottesdienst geht, also um die scheinbar zentralen kirchlichen Funktionen. Das führt gerne dazu, dass unter diesem Titel Fragen nach der Verteilung von Macht innerhalb der Gemeinde verhandelt werden. Nach allem, was bisher zum priesterlichen Auftrag aller gesagt wurde, eignet sich aber gerade dieser ausgesprochen schlecht, um Machtfragen damit auszutragen. Denn das allgemeine Priestertum macht alle in erster Linie zu solchen, die von Gott gefragt werden, inwiefern sie in der Gemeinde seinen Dienst wahrnehmen. Selbst Hendrik Kraemer, der grosse Anwalt der «Laien» in der Kirche, klingt in dieser Sache deshalb unüberhörbar kritisch: «Im Hinblick auf den gottgegebenen Dienst-Charakter der Kirche als Ganzheit gibt es weder in Bezug auf die Geistlichkeit noch in Bezug auf die Laien eine Frage der «Rechte.»²⁸ Der allen gemeinsame Priesterdienst vereinigt die Gemeindeglieder vielmehr in der Hingabe – «bringt euren Leib dar als lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer – dies sei euer vernünftiger Gottesdienst!» (Röm 12,1)²⁹

28 Kraemer, Laientum (Anm. 3), 126.

29 In seiner Schrift «Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen: Grund und Ursache aus der Schrift» (1523) betont deshalb Martin Luther statt des Rechts bedeutend stärker die *Pflicht* der Gemeinde, ihr Verkündigungsamt auch wirklich auszuüben (Luther Deutsch. Die Werke Luthers in Auswahl. hg. von Kurt Aland, Bd. 6: Kirche und Gemeinde, Göttingen ³1983, 47–55).

Privilegien lassen sich mit dem allgemeinen Priestertum demnach nicht einfordern – eher das Gegenteil. Es ist darum nur konsequent, wenn Luther das Priesteramt der Glaubenden in scheinbar bescheidenen Diensten konkretisiert sieht: in der Fürbitte vor Gott und im Dienst für den Nächsten durch Bezeugung des Evangeliums, Seelsorge und Beichte.³⁰ Der Priester ist im Alten Testament derjenige, der das Volk vor Gott vertritt und Gott dem Volk gegenüber. Vergleichbar damit bringen Christenmenschen einerseits die anderen Menschen und die Nöte der Welt im Fürbittegebet vor Gott, andererseits im gelebten Zeugnis Gott vor die Menschen.

In einer von Macht und Erfolg getriebenen Welt wirkt solcher Dienst bescheiden und wenig wirkungsvoll. Es gehört aber zum Anderssein der priesterlichen Kirche, dass sie um einen anderen Massstab weiss, den Massstab des gekreuzigten, dann aber auferweckten Jesus Christus, dessen «Erfolg» in der eklatanten Erfolglosigkeit einer Hinrichtung am Kreuz wurzelt und der seine Macht im vollkommenen Machtverzicht hat. Konkret bedeutet dies für Christenmenschen, damit zu rechnen, dass das scheinbar wirkungslose Gebet wirkkräftiger ist als die «historischen» Taten der Mächtigen dieser Welt. Gemäss der Weltgerichtsszene im Matthäusevangelium hat anderes wirklich Bedeutung: Hungrige speisen, Durstigen zu trinken geben, Fremde aufnehmen, Nackte bekleiden, sich der Kranken annehmen und Gefangene besuchen (Mt 25,35f.). Priestersein bedeutet, diesen Massstab Gottes zum Massstab des eigenen Lebens zu machen. Und damit der Welt Gottes Gegenwart und das Kommen seines Reiches zu bezeugen.

30 Goertz/Härle, Art. Priester/Priestertum (Anm. 1), 404.